

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 4

Artikel: Von der Fremdwörterei in der deutschen Schweiz
Autor: Müller, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einwand angesehen werden, daß dies System den Entdeckern ein Almosen biete, wo sie doch ein Recht zu fordern haben. Das Recht auf Entgelt wird ja auch hier anerkannt, nicht aber ein Forderungsrecht an den Einzelnen und nicht das Recht, den Gebrauch der Entdeckungen in irgend einer Weise einzuschränken. Die Entdeckungen müssen vollständig frei sein, um weiteste Auswirkung in der Industrie und damit für die Allgemeinheit zu ermöglichen. Es wird wohl keinem Gelehrten einfallen, etwa den Nobelpreis oder einen anderen wissenschaftlichen Preis als ein Almosen anzusehen. Ebenso wenig kann es eine Entschädigung sein, die eine Kasse entsprechend den der Industrie geleisteten Diensten ertheilt. Gleich unhaltbar sind alle anderen Einwendungen Ruffinis. Die Unterkommission war aber für die französischen Projekte bereits so voreingenommen, daß jedes andere Projekt keine Berücksichtigung mehr finden konnte. Das ist nun allerdings sehr bedauerlich. Es ist indessen wohl möglich, daß der Völkerbund seine Hefte über dies Thema einmal revidiert, wenn sich die Unbrauchbarkeit seines Projektes ergibt.

Vielleicht hat aber das System Röthlisberger inzwischen in den Staaten, in denen eine Lösung am dringendsten ist, seine Verwirklichung erfahren, und es kann dann — mit oder ohne Völkerbund — eine internationale Lösung versucht werden. Das ist sowohl im Interesse der Entdecker als auch dem der Allgemeinheit und der Industrie zu hoffen.

Von der Fremdwörterei in der deutschen Schweiz.

Von Otto Müller, Langenthal.

Gegen die Fremdwörter in der deutschen Sprache und zu ihrer Vertheidigung ist schon so viel geredet und geschrieben worden, daß man meinen könnte, es sei des Guten genug. Allein dies ist eine der Fragen — ähnlich der Todesstrafe —, worüber man nicht genug denken, reden und schreiben kann. Wem die Liebe zur deutschen Muttersprache angeboren oder wem sie in den Jahren der besten Entwicklung durch einen warmfühlenden Lehrer geweckt und gestählt worden ist, der kann doch wohl nicht durch sein Leben gehen, ohne sich einmal mit der Fremdwörterfrage ernsthaft und gründlich auseinanderzusetzen. Wer kein Gefühl für die Reinhaltung seines sprachlichen Ausdrucks zeigt, an dessen Sprach Sinn darf überhaupt gezweifelt werden.

Der übliche, täglich gehörte Kampf geht um die Frage, ob bestimmte Fremdwörter übersehbar seien oder nicht. Namentlich die Vertheidiger der Fremdwörter meinen gewöhnlich, es handle sich darum. Dieser Streit aber wird nie entschieden werden. Der Sprachreiniger wird immer Verdeutschungen bringen, die er sogar für treffender hält als das Fremdwort selbst, der Fremdwortverteidiger aber wird immer finden, der Sinn des Fremdworts sei damit nicht genau wiedergegeben,

die Verdeutschungen „deckten“ sich nicht mit dem Fremdwort. Es läßt sich nicht bestreiten, daß für einzelne Fremdwörter in gewissen Zusammenhängen nur schwer Übersetzungen zu finden sind, die ganz befriedigen. Einmal las ich in einem Aufsatz über Fremdwörter, das Wort „Bravour“ lasse sich in gewissen Fällen nicht übersetzen. Man denke sich eine Truppe, die im Geschößregen in voller Ordnung und Ruhe vor feindlicher Übermacht zurückgeht. Das lasse sich nicht durch Mut, Heldenmut, Heldenhaftigkeit, Mannesmut, Tapferkeit, Standhaftigkeit, Todesverachtung, Uner schrockenheit (das letzte kommt ihm am nächsten) ausdrücken, sondern nur durch Bravour. Ist daran nicht etwas? Gute Übersetzungen für neutral, nervös, Redaktor, Philosophie, Literatur, extrem, lyrisch, zynisch u. s. w. in gewissen Zusammenhängen kenne ich nicht. Weitere Beispiele wird jeder leicht finden. Immer aber muß betont werden: in gewissen Zusammenhängen. Das ist nämlich der springende Punkt. Es handelt sich gar nicht um die Frage, ob jedes Fremdwort an jeder Stelle immer genau überetzt werden könne. Die sich hierüber streiten, stellen sich die Sprachreinigung so vor, daß man eine mit Fremdwörtern durchsetzte Schrift vornehme, alle Fremdwörter durchstreiche und an ihre Stelle ein deutsches Wort setze. Das ist es aber nicht, so geht es natürlich nicht. Es handelt sich nicht darum, schlecht Geschriebenes durch Ausmerzung der Fremdwörter zu verbessern. Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß man überhaupt etwas schlecht Geschriebenes nicht oder nur zum Teil verbessern kann (weil es schlecht gedacht ist)? Man muß von vorn anfangen. So handelt es sich auch in der Fremdwörterfrage darum, ohne Fremdwörter zu schreiben. Die Fremdwörter sind vielleicht nicht in allen Fällen übersetzbar, aber sie sind immer vermeidbar. Man kann wirklich ganz ohne Fremdwörter schreiben und zwar sehr gut. Wenn es Einer bewiesen hat, so ist es Eduard Engel. Man kann Seiten und Seiten seiner klaren, warmen, guten Sätze lesen und fragt sich — wenn man überhaupt für so etwas Gefühl hat —, woher es komme, daß der Mann so lebendig schreibt. Es kommt zum größten Teil davon, daß er kein Fremdwort braucht.

Ein Gefühl für Sprachleben muß man freilich haben und man muß die Sache wichtig genug nehmen, um nicht über die „dummen Puristen“ zu lachen. Von der sog. Bildung hängt das nicht ab. Der Ungebildete hat gar kein Verhältnis zum Fremdwort. Er ist daran unschuldig. Er nimmt es aus dem Mund des Halbgebildeten und des Gebildeten und braucht es, weil man ihm nichts anderes gibt. Dabei hat er das Bestreben, sich unter dem Unverstandenen etwas zu denken und modelt daher oft das Fremdwort nach seinem Anklang an deutsches Wortgut um, mag der Sinn dann stimmen oder nicht. Er macht aus der „Satisfaktion“ eine „Schadensfaktion“, aus dem „Rheumatismus“ einen „Römis ch Mathys“, oder — wie jene Röchin — aus der Sauce vinaigrette eine „Wiener greth“. So ist der Ungebildete oft der Freund des Sprachreinigers. Der Halbgebildete ist schon schlimmer. Er braucht das Fremdwort gerne und mit Bewußtsein, weil man damit seine Bil-

dung beweisen kann und weil es viel vornehmer klingt. In diesem Punkte gehören zu den Halbgebildeten leider auch die meisten Gelehrten aller Fächer. Der Unterschied ist nur der, daß der Gelehrte das Fremdwort gewöhnlich sprachlich versteht und also richtig gebraucht, soweit man es richtig gebrauchen kann, während die andern Halbgebildeten es nicht durchschauen und daher meist am falschen Ort anwenden. Dafür ist der Gelehrte auf eine andere Weise der Schlimmere: er will nicht nur Bildung, sondern Gelehrtheit beweisen, braucht daher nicht nur Fremdwörter, sondern schafft neue solche, fortzeugend Böses gebärend. Die Sprachreiniger reden vielen Gelehrten nach, sie schreiben nicht, um verstanden zu werden, sondern um nicht verstanden zu werden, weil die nicht verstandene Weisheit am meisten angestaunt wird. Dafür gebe es aber kein besseres Mittel als der Gebrauch alter und neuer Fremdwörter. Gibt es wirklich so verdorbene Menschen?

Der wirklich Gebildete sieht meist die Geschmacklosigkeit der Fremdwörter ein und erklärt sich daher als ihr Gegner. Er schafft keine neuen und braucht die vorhandenen nicht zum Prunk, aber er läßt die Fremdwörter, mit denen er aufgewachsen ist, mehr als nötig durch, aus Bequemlichkeit und bewußter oder unbewußter Abneigung gegen Schulmeisterei. Er will reden und schreiben, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“. Wenn ihm aber die Zähne im Schnabel schief gewachsen sind, so geht er zum Zahnnarzt und läßt sie gerade drücken. Noch etwas anderes spielt da mit, wovon ich noch sprechen werde.

Wenn man genau zusieht, so findet man eigentlich wenig oder keine Verteidiger des Fremdwortes, sondern nur Entschuldiger und dann sehr viele Gleichgültige. Gewiß können viele Fachausdrücke nur schwer oder gar nicht mehr ersetzt werden. Nicht deswegen, weil ihr Sinn nicht deutsch auszudrücken wäre, sondern weil man sich beim Aufkommen des Begriffes nicht die Mühe nahm, ein deutsches Wort dafür zu prägen oder das aus Wichtiguerei nicht wollte. Das Fremdwort bezeichnet den Begriff durchaus nicht besser als ein beliebiges deutsches, aber da man einmal das Fremdwort dafür gewählt hat, versteht man den Begriff unter keiner andern Bezeichnung mehr. „Elektrisch“ kann heute nicht mehr übersetzt werden. Wer kennt aber den Sprachsinn des Wortes? Hätte man die Elektrizität bei ihrer Entdeckung vielleicht „Neukraft“ genannt, so könnte heute kein Mensch beweisen, daß Elektrizität den Begriff besser treffe als Neukraft. In andern Fällen gelang es sogar, schon eingebürgerte Fremdwörter auf dem Gebiet der Erfindungen durch gute deutsche zu verdrängen. Velociped sagt heute kein Mensch mehr und das Fahrrad oder Rad ist sogar schon ebenso vornehm wie Belo. Was war der Kinematograph für eine entsetzliche Worterfindung. Man darf heute hoffen, daß er durch die Lichtspiele verdrängt werde.

Eine ziemlich gebildete Frau behauptete mir, „Boiler“ lasse sich nicht deutsch ausdrücken. Daß Boiler wörtlich nichts als Kocher heißt, wußte sie nicht und machte ihr keinen Eindruck. Hätte sie das geliebte Ding unter dem Namen Kocher kennen gelernt und nie anders nennen

hören, so würde sie heute lachen, wenn man mit Boiler kommen wollte. Übrigens tät es auch das gute alte Wort Wasserschiff oder Schiff.

Das Fremdwort ist vor allem nicht poetisch. In der gehobenen oder gar in der gebundenen Sprache wirkt es immer als kalter Wasserstrahl. Je gehobener die Sprache, desto weniger hat das Fremdwort darin Platz. Deshalb mag es noch in der erzählenden und darstellenden Dichtung durchgehen, nicht aber in der lyrischen. Zwar gehörten gewisse Fremdwörter und namentlich Fremdnamen unweigerlich zum Wortschatz der ältern lyrischen Dichter. Es waren die Namen aus der Götter-, Halbgötter- und Sagenwelt der Griechen und Römer und alles, was damit zusammenhing: Amor, Apoll, Aurora, Luna, Orkus, Elysium, Pegasus u. s. w. Auch sonst gibt es noch eine — immerhin beschränkte — Zahl gewissermaßen hochgeborener Fremdwörter, die sich in der lyrischen Dichtung sozusagen das Bürgerrecht erworben haben: Sphäre, Firmament, Gloriole, Omen, Konzert, Säkulum, Dekade, Pokal, gigantisch, majestatisch, jubilieren und musizieren („das jubiliert und musiziert, das schmettert und das schallt“. Wie viel besser schmettert und schallt das doch, als daß es musiziert und jubiliert!). Allein, wie bequem sie auch zuweilen einem Reim dienen, wie oft sie vielleicht auch die Großartigkeit des Ausdrucks steigern mögen, immer und überall hätte die Dichtung gewonnen, wenn sie vermieden worden wären. Es ist gar nicht verwunderlich, daß Schiller in seinen lyrischen Gedichten viel mehr Fremdwörter gebraucht als Goethe; denn Goethes Dichtung gehört dem natürlichen Gefühl, der Anschauung und der Gegenständlichkeit, Schillers aber dem Gedanken, der Weltweisheit, der Vertiefung. Wo aber im Deutschen der unsichtige Gedanke anfängt, da stellt das Fremdwort „zur rechten Zeit“ sich ein und eben aus ihm kommt dem Gedanken viel von seiner Blässe. Wer dächte, daß in einem erhabenen Weihelied Wörter wie „Mode“ und „Sympathie“ Platz hätten? Sie finden sich in Schillers Lied „An die Freude“. Und welcher heutige lyrische Dichter würde noch wie Schiller ein Gedicht mit „Resignation“ überschreiben? Oder man nehme oen Anfang von „Pegasus im Zoch“:

Auf einen Pferdemarkt, vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
der Musen Roß, es zu verhandeln.
Hell wieherte der Hippogrph
und bäumte sich in prächtiger Parade.

In sechs Zeilen fünf Fremdwörter, wovon zwei — Haymarket und Hippogrph — dem gewöhnlichen Menschen nur mit Hilfe des Wörterbuches verständlich und zwei (Haymarket und Parade) mit falscher Betonung gebraucht. Haymarket wurde sicher nur des Reimes wegen gewählt und zog dann die ganze zweite Zeile nach sich, eine ziemlich fade Zwischenbemerkung, die mit dem Gedicht gar nichts zu tun hat. Fortzeugend Böses gebärend!

Goethe wird von den Fremdwortverteidigern oft und mit begreiflichem Siegesbewußtsein ins Feld geführt. Aber man nehme seine

Lieder und suche darin die Fremdwörter. Wie würde ein einziges davon Kunstwerke wie des Wanderers Nachtlied zerstören! Hätte Schiller den „Gesang der Geister über den Wassern“ gedichtet, er wäre wohl kaum der Versuchung entgangen, darin das Wort „Kaskade“ (mit dem Ton auf der zweiten Silbe) zu verwenden. Aber Goethe:

„Dann stäubt er lieblich
 „In Wolkenwellen
 „Zum glatten Fels
 „Und, leicht empfangen,
 „Wallt er verschleiernd
 „Leisrauschend
 „Zur Tiefe nieder.“

„An den Mond“ enthält zwei Fremdwörter: „Melodien“ und „Labyrinth“, und gerade sie muten an wie Kohlenstaub in einem klaren Trunk.

Im Gedicht „Der neue Almadi“ braucht Goethe die Fremdwörter offensichtlich bewußt und absichtlich, um einen leicht spassigen, feinspöttischen Ton hineinzubringen: „Sie war gar zu obligeant“ — „Rings mit Sonnenschein war sie emailliert“. Für so etwas sind die Fremdwörter natürlich gut genug; würden sie nie anders gebraucht, so wäre dabei zu sein.

Warum sind die Fremdwörter nie poetisch? Weil sie werktäglich sind, nach der Schreibstube, dem Hochschulsaal, dem Bücherbrett, der Werkstatt riechen. Aber in den Wörtern der Muttersprache lacht der Sonntag, zittert die Luft, zwitschert der Vogel, rauscht der Wald und murmelt der Bach. Deshalb bedeutet die Muttersprache das Leben, das Fremdwort die Erstarrung. Daher, wer Fremdwörter braucht, tut niemandem etwas zu Leide als sich selber; er hemmt das Leben seiner eigenen Rede und Schreibe; er zeigt sich im Alltagskittel und könnte doch so leicht und mit wenig Mitteln die Augen und Herzen des Lesers durch ein angenehmes, schlichtes und hübsches Kleid gewinnen.

Doch hat man, so scheint mir, eines bisher im Kampf gegen das Fremdwort übersehen. Man kämpft mit dem Verstand und mit Beweisen dagegen und unterliegt, weil man nicht weiß, daß da noch eine andere Macht im Spiele ist. Jedes Wort, das wir von Jugend auf zu gebrauchen gewohnt sind, ist uns nicht nur eine Münze, die wir so weitergeben, wie wir sie eingenommen haben. Es umspinnt sich mit unbewußten Erinnerungen und wird dadurch zu einem, wenn auch noch so kleinen Teil unseres Ichs. Darin liegt ja eben der Grund, weshalb uns keine Fremdsprache so lieb werden kann wie die Muttersprache. Sie umschließt uns unbewußte, aber tiefe Gefühlswerte. Dieser Gnade wird nun auch ein zufällig aus einer Fremdsprache eingesprengtes Fremdwort teilhaftig, wenn es uns aus der Jugendzeit überkommen ist. Da kann man uns lange die Überflüssigkeit und Häßlichkeit des Wortes überzeugend beweisen, wir lassen es uns doch nicht entreißen, weil wir in einem persönlichen Verhältnis zu ihm stehen. Wer von Kindesbeinen an ein Gilet getragen und auf einem Dreißler geschlafen hat, der kann

nun einmal in einer Weste nicht gehen und auf einem Kopfkissen nicht träumen, mag er noch so gut einsehen, wie viel schöner und würdiger diese Bezeichnungen klingen. Er weiß gar nicht, daß er bei „Gilet“ und „Dreiller“ an seinen Vater und seine Mutter denkt, die auch so gesagt haben, und so kämpft er mit wütenden Beweisen für etwas, das man nicht beweisen, sondern nur mit dem Gefühl verteidigen kann. Das gilt ganz besonders für die Mundart. Wir Deutschschweizer haben es vielleicht leichter als die Deutschen selber, ein fremdwortfreies Hochdeutsch schreiben zu lernen, weil für uns da weniger Gefühlswerte mitspielen. Aber im täglichen Umgang oder wenn wir in der Mundart schreiben, werden wir unsere zahlreichen Fremdwörter nie ausschließen.

Gibt es in der Schweiz überhaupt eine Fremdwörterfrage? Wohl kaum, wenn man unter „Frage“ eine das gesamte Volk oder bedeutende Volkskreise bewegende Angelegenheit verstehen will. Auch von den Wenigen, die der Sache überhaupt Aufmerksamkeit schenken, wird sie lange nicht wichtig genug genommen, als daß man von einer „Frage“ reden könnte. Denn eine „Frage“ hat doch immer etwas Ernstes, Tiefgehendes, wenn nicht gar Quälendes. Wer sich aber bei uns mit Sprachreinigung befaßt, tut es eher mit spielerischer Nebensächlichkeit oder verlegenem Lächeln. Man fürchtet sich, von den Gegnern allzu ernst genommen zu werden, weil man eben durch diesen Ernst der Lächerlichkeit verfallen könnte. Mag sein, daß in Sprachvereinen und ihren Zeitschriften die Sache mit mehr Bedeutung betrieben wird. Wer aber kämpft bei uns in der Öffentlichkeit gegen das Fremdwort? Und würde die Öffentlichkeit die begreifen, die das täten? Einen politischen oder gar wirtschaftlichen Wert hat ja ein solcher Kampf nicht und daß man bloß um die Schönheit und Reinheit des sprachlichen Ausdrucks öffentlich kämpfen könnte, wer verständne das? So muß ich fast befürchten, als Nörgler, als veralteter Langweiler ausgelacht zu werden, wenn ich heute über die Fremdwörterei schreibe. Das ist ja längst begraben und abgetan!

In Deutschland war es von jeher anders. Der Kampf gegen das Fremdwort ist ja dort hundert und mehr Jahre alt. Die Sprachreiniger haben nie auch nur annähernd gesiegt, aber sie haben etwas erreicht, sie haben sogar große Erfolge gehabt, sie waren und sind eine nicht zu verachtende Macht. Sie haben sich wie die meisten Minderheiten durch Übereifer und Übertreibungen geschadet, aber sie stritten mit Ernst und werden ernst genommen — von den in allen Dingen und überall unvermeidlichen öden Spöttern abgesehen.

Der große Krieg hat im Reich dem Kampf gegen das Fremdwort neues Blut eingehaucht und ihn damit frisch und hoch entflammt. In Deutschland hat eben dieser Kampf — und darin liegt der große Unterschied zur Schweiz — neben der rein sprachlichen noch eine vaterländische Bedeutung. Er ist ein Teil des viel größern Daseinskampfes gegen den äußern Erbfeind. Jede Ausmerzung eines Fremdwortes bedeutet dort ein wenn auch noch so kleines Schrittlein vorwärts auf dem Wege zur Überwindung der äußern Feinde. Deshalb ist die Fremdwörterei in Deutschland eine wirkliche „Frage“, deshalb hat der Kampf

dort eine Bedeutung, die er für uns nie haben wird. Deshalb auch — und hier liegt der zweite große Unterschied zur Schweiz — ist es dort nicht eine Sache, die den Staat kalt und unberührt lässt, vielmehr haben sich von jeher auch deutsche Behörden — nicht alle — mit der Sprachreinigung befasst und zwar am meisten zu der heute so in Grund und Boden hinein verdamnten Kaiserzeit. Man rümpfe nicht zu viel Nasen: Die deutschen Behörden haben gewiß in der Sprachreinigung auch Mißgriffe begangen und gewisse Übersetzungen haben sich nur mit Mühe oder gar nicht eingebürgert; so etwa der Bürgersteig für Trottoir. Dafür waren und sind aber eine Menge anderer ganz vortrefflich und unbezahlbar; zu den gelungenen zähle ich sogar den Fernsprecher und das Eisenbahnabteil, obgleich man so in der Schweiz nicht reden und schreiben dürfte, ohne sich dem Spott auszusetzen.

Zur Zeit Bismarcks und auf seinen Befehl hat der deutsche Reichspostmeister Stephan auf einen Strich gegen 600 Fremdwörter aus der Postverwaltung ausgetilgt. In der Sprache der Gerichte ist vieles besser geworden, sodass die deutsche Gerichtssprache — was die Fremdwörterei anbelangt — heute merklich über der unserigen steht. Dies sei gesagt, ohne im übrigen die Sprache der Gerichte, weder der deutschen noch der schweizerischen, rühmen zu wollen.

In der deutschen Heeressprache ist trotz einer gewissen Zurückhaltung stark und glücklich gegen das Fremdwort gekämpft worden. Hier ist sogar ein Einfluss auf die Schweiz bemerkbar. Die vor dem Krieg im schweizerischen Heer unbestreitbar vorhandene Sucht, alles den Deutschen nachzumachen, war sogar stärker als die deutschschweizerische Abneigung gegen alle bewußte Sprachreinigung. Während man früher nur von Lisière, Tête, Avantgarde, Terrain und Crête reden durfte, darf man jetzt Walbrand, Spize, Vorhut, Gelände und Hügelkamm sagen, seit das in Deutschland wieder guter Ton geworden ist. Im übrigen wimmelt bekanntlich heute noch die deutsche wie die schweizerische Heeressprache von Fremdwörtern, die man für unerlässlich hält: Offizier, General, Korps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon, Compagnie, Train, Major, Reserve, Fourier, Patrone u. s. w. Das alles stammt natürlich aus der Zeit, wo die „große Armee“ noch die französische war, und hat sich erhalten bis heute, wo sie es wieder sein möchte. Dabei ist noch gar nicht so klar, daß wirklich das alles nicht ersetzt werden könnte. In Preußen galt bis in das neunzehnte Jahrhundert nur der „Kapitän“ (so in dem auch bei uns so beliebten Soldatenlied:

„Kapitän und Leutnant,
„Fähnrich und Sergeant“)

und der „Hauptmann“ wurde, als er amtlich eingeführt werden sollte, mit dem üblichen Hohn empfangen. Wie würden heute unsere schweizerischen Hauptleute höhnen, wenn sie „Kapitän“ heißen sollten! Wie unschweizerisch klingt doch der „Lieutenant“, auch noch, wenn man ihn „Leutnant“ schreibt? Würde man ihn nach Vorschlag Eduard Engels und nach dem Vorbild des Hauptmanns in einen „Leutmann“ umbauen,

so würden zwar die bekannten hundert Gegengründe und Gegenbeweise, begleitet von dem bewußten Höhngelächel, nicht ausbleiben, aber schon in zwanzig Jahren würde der Lieutenant so alt und schrullig riechen wie heute der Kapitän. — Für Major schlug Besen Oberhauptmann vor. Warum nicht? Gerade in der Schweiz!

Überhaupt, wenn ich oben zugegeben habe, daß nicht alle Fremdwörter übersetzbar seien, so darf daraus niemand eine Waffe gegen neue Vorschläge zu Verdeutschungen schmieden. Ob eine neu vorgeschlagene Verdeutschung Anklang finden und sich einbürgern werde oder nicht, das ist geradezu unmöglich vorauszusagen. Man darf fast behaupten, daß es vom Zufall abhängig sei. Und doch ist gerade dieser Erfolg oder Mißerfolg einer Verdeutschung das Einzige, was über ihre Güte entscheiden darf. Findet sie Anklang, so ist sie gut. Wir gebrauchen heute eine Menge von Wörtern ohne eine Ahnung davon, daß sie bewußte, absichtliche Verdeutschungen früherer Fremdwörter, also sozusagen Worterfindungen sind. So Abbild (Haller für Konterfei), Abstand (Distanz), Eiszeit (Glazialperiode), Enteignung (Expropriation), Geheimmittel (Arcanum), Honigmonat (Lessing für Lune de miel), kennzeichnen (Herder für charakterisieren), Preßvergehen (délit de la presse), prickelnd (pikant), schöpferisch (produktiv), Seher (Luther für Prophet), Verskunst (Metrik, Prosodik), Sternwarte (Observatorium), Stelldichein (Rendez-vous), verantwortlich (responsible), Fräulein (Demoiselle), Zerbild (Karikatur), Gemeinplatz (locus communis). Selbstverständlich wurde die Unrichtigkeit, Unmöglichkeit und Lächerlichkeit aller dieser Vorschläge bei ihrem Aufstauchen nach allen Kanten bewiesen, erhärtet, gepredigt und posaunt. Trotzdem haben sie sich durchgesetzt. Wenn heute der „Deutmann“ vorgeschlagen würde, so kann der gelehrteste Mann nicht voraussagen, ob das Wort in zehn Jahren vergessen oder Alleinherrcher sein werde.

Das also ist der Unterschied der schweizerischen Fremdwörterfrage von der deutschen: Bei uns spielt kein Vaterlandsgedanke hinein, daher ist dem Staate die Sache völlig gleichgültig und die Behörden lassen als solche unter allen Umständen die Hand davon, mag sich auch vielleicht dieser oder jener Beamte aus eigenem Antrieb auch in seiner amtlichen Tätigkeit damit befassen. Deshalb sind wir auch in aller Amtssprache gegen Deutschland noch so weit zurück und vielleicht auch auf allen andern Gebieten.

Viele, ich bin überzeugt davon, wollen von deutscher Sprachreinigung nichts wissen, weil sie fürchten, damit in den Geruch der Deutschfreundlichkeit zu geraten, und das ist ja wohl das Böseste und namentlich Gefährlichste, was einem heute vorgeworfen werden kann. Am Ende könnten es uns auch unsere welschen und italienisch redenden Miteidgenossen übel nehmen, wenn wir gegen die Fremdbrocken in der deutschen Sprache ankämpfen. Könnte nicht der berühmte Graben dadurch wieder vertieft werden? Oder man empfindet es gar, abgesehen vom äußern Schein, innerlich als verwerfliche Ausländerei, die Sprache der Deutschen reinigen zu helfen. Man fühlt für die Fremdwörter eine

Art Heimatschutzbedürfnis. Diese sehr loblichen Heimatschutzbestrebungen bergen ja überhaupt die schon jetzt fühlbar werdende Gefahr in sich, daß man alles bei uns Gewachsene als unbedingt schutzwürdig und unter allen Umständen dem Fremden überlegen betrachtet. So schützt man halb unbewußt auch die Fremdwörter als Eigengewächs, obwohl sie es natürlich nicht sind, nicht sein können.

Zu bedauern ist, daß die Großen, die Schriftsteller in der Schweiz wenig Verständnis für die Sprachreinheit zu haben scheinen. Es ist lange her, seit Spitteler in den „Lachenden Wahrheiten“ gegen die Fremdwörterei angeritten ist. Natürlich in den Lachenden Wahrheiten; ich sagte es ja, wer überhaupt in dem Ding zu sein wagt, tut es mit verlegenem Lächeln. Einen Kämpfer von dem erschütternden Ernst Eduard Engels hatten und haben wir nicht. Unsere heutigen guten und besten Schriftsteller und Schriftstellerinnen sind zwar keine ausgesprochenen Fremdwörter, machen aber den Eindruck, von der Frage überhaupt nichts zu wissen oder sich darum nicht zu kümmern. Sie können das, weil die Leser nichts anderes von ihnen verlangen. Sie schaden aber, wie gesagt, nur sich selber, der Schönheit und Lebendigkeit und damit der Wirkung ihrer Ausdrucksweise.

Ob und wie weit in der Schule der Fremdwörterei Beachtung geschenkt wird, ist schwer zu beurteilen; es wird eben verschieden zugehen. Nach der Schreibweise der jungen Leute zu urteilen, die von der Schule und namentlich von der Hochschule kommen, sind die Freunde der Sprachreinheit in den Schulen und auf den Hochschulen selten. Wie könnte es anders sein, da eben die meisten Gelehrten selber in Fremdwörtern schwelgen? Doch darf man als rühmliche Ausnahme festhalten, daß jetzt manche Ärzte sich der Verdeutschung ihrer Fachausdrücke befleißigen, was viel leichter geht, als man geglaubt hätte. Gerade hier diente ja früher das unabsehbare und unentwirrbare Gestrüpp griechisch-lateinischen Kauderwelsches dazu, die Ärzte vor dem Volk in den ehrfurchtgebietenden Schleier tiefer Geheimwissenschaft zu hüllen. Andere, achtbare Zwecke spielen freilich mit, so die Schonung der Kranken vor grausamer Erkenntnis.

Die Gesetzessprache liegt im allgemeinen im Argen, nicht nur was die Fremdwörter anbelangt. Erfreuliche Ausnahmen trifft man aber auch hier an. Die Erlasse der Bundesbehörden sind durchschnittlich etwas besser als die der Kantone. Gewöhnliche Beschlüsse und Verordnungen sind oft schlecht, zuweilen schauderhaft abgesetzt und mit leicht vermeidbaren Fremdwörtern überladen. Nirgends wie hier aber täte die allerstrengste Sprachreinheit not, weil ja der letzte Bürger das Gesetz verstehen, ganz verstehen soll, während das scheinbar harmloseste Fremdwort Unklarheit hineinbringt. Aus dem ersten besten Strafgesetz greife ich das Wort „Konfiskation“ heraus. Wie soll der „Ungebildete“ das verstehen und also wissen, daß man ihm sein liebes Gewehr wegnimmt, wenn er damit wildert? Und wie leicht ist das mit „Wegnahme“ zu ersezzen, was freilich weniger behördenhaft aufgeblasen klingt. Ähnliche Beispiele sind leicht zu finden.

Bei Gesetzen von größerer Wichtigkeit kommt es heute vor, daß man bewußt auf deutschen Ausdruck hält. Aber es ist ein bescheidener Anfang. Man stößt auf viele Widerstände. Einen gewissen Ruf seiner schönen und reinen Sprache wegen hat sich unser Zivilgesetzbuch auch über unsere Landesgrenzen hinaus erworben. Wirklich ist dieser Ruf begründet, das Gesetz bedeutet auch in dieser Beziehung einen prächtigen Fortschritt. Nur darf man nicht glauben, daß damit der Gipfel des Erreichbaren, sogar des leicht Erreichbaren schon erkommen sei: Häbliche, altbeliebte Wendungen aus dem Kanzleideutsch verunzieren auch noch das Zivilgesetzbuch: Zur Eintragung gelangen (eingetragen werden), zur Rückzahlung gelangen (zurückbezahlt werden), Anwendung finden (angewendet werden). Nicht einmal von der dümmsten aller sprachlichen Aufgeblasenheiten der Juristen ist das Gesetz ganz frei, von der Ersezung des Wortes „kein“ durch „ein — nicht“. Vor Jahren hat ein deutscher Rechtsgelehrter gefunden, es klinge viel wichtiger, zu sagen: „Dem Kläger steht ein Anspruch auf vertragliche Zinsen nicht zu“ als: „Dem Kläger steht kein Anspruch auf vertragliche Zinsen zu“. Heute schreibt auch in der Schweiz kein Gericht, das etwas auf sich hält, anders. Eine ganz eigentümliche Geschmacklosigkeit, die man in keinem andern Berufsdeutsch findet.

Auch in der Sprachreinheit hat das Zivilgesetzbuch nicht erreicht, was möglich gewesen wäre. Das frühere bürgerliche Gesetzbuch Sachsen's enthielt in 2620 Paragraphen das einzige fachliche Fremdwort „Hypothek“. Gerade dieses ist nach unsern Begriffen leicht zu ersehen durch „Grundpfand“. Das hat denn auch unser Zivilgesetzbuch getan. Dafür enthält dieses noch viele andere unnütze Fremdwörter. Ich zähle im ganzen Gesetz (ohne das Obligationenrecht) mit seinen 1038 Sätzen („Satzungen“) hatte das bernische Zivilgesetzbuch von 1827 statt „Artikel“ oder „Paragraphen“ einundsechzig Fremdwörter. Gewiß nicht viel, aber es könnten doch noch vierzig bis fünfzig weniger sein. Gegen gewisse fachliche oder sonst schwer ersehbare Ausdrücke möchte ich nichts einwenden, wie Register, Protokoll, Retentionsrecht, Privateigentum, Hydrant, juristische Person, Konkurs (hieß früher im Kanton Bern Geltstag), Obligation, Endosserment, Aktie, Dividende. Dagegen wären ersehbar oder vermeidbar gewesen: datieren, Original, Epidemie, protokollieren, liquidieren, Liquidation, Prozeß, Statuten, Organ, Organisation, Interesse (sehr beliebtes, im Zivilgesetzbuch massenhaft vor kommendes Unwort, das alles mögliche und daher nichts sagt), Rente, Inventar, Termin, Periode, Bodenkultur, Kulturen, Reparatur, Material, Baracke, Charakter, Drainiröhren, Korrektion, Insektten, Subvention, Annuität, Prozent, Zinscoupon, Amortisation, Serie, Geldinstitut, privat, Kollektivblatt, Formular, Servitutenregister. Auf der andern Seite muß mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß das Zivilgesetzbuch auch eine große Zahl offensichtlich bewußte, glückliche und teilweise neue Verdeutschungen enthält, an denen man Freude haben muß, so namentlich im Erbrecht; Verdeutschungen, die früher in der Schweiz keinem Gesetzgeber eingefallen wären: Kindesannahme (Adop-

tion), Wohnsitz (Domizil), Genugtuung (Satisfaktion), Unterhaltsgeld (Aliment), zuständig (kompetent), veröffentlichen (publizieren), Rechtsstreit (Prozeß), Vorrecht (Privileg), Liegenschaften (Immobilien), Empfängnis (Konzeption), Ehelicherklärung (Legitimation), Anerkennung (Legitimation), vermuten (präsumieren), Sachverständige (Experten), Dienstbarkeit (Servitut), Grundpfand (Hypothek), zahlungsunfähig (insolvent), leßtwillige Verfügung (Testament), Vermächtnis (Legat), Erbverfügung und Nacherbeneinsetzung (Substitution), Willensvollstrecker (Testamentsexekutor), Eröffnung (Homologation), gewährleisten (garantieren), Erzeugnisse (Produkte), Enteignung (Expropriation; diese glückliche Verdeutschung findet sich schon im bernischen Enteignungsgesetz vom Jahre 1868, hat sich aber merkwürdiger Weise trotzdem in der Umgangssprache nicht eingebürgert).

Wenn ich oben auch „Material“ und „Reparatur“ als vermeidbar bezeichnete, so wird das vielleicht auf Widerspruch stoßen. Den Beweis für die Ersetzbarkeit hat aber das Zivilgesetzbuch selber geleistet, indem es in Art. 726 statt „Material“ Stoff sagt und in den Art. 647 und 695 statt „Reparatur“ Ausbesserungen. Daß an andern Orten Material und Reparatur stehen geblieben sind (Art. 671, 672, 678, 837, 647) kann nur auf unsorgfältiger Bearbeitung dieser Gesetzesstellen beruhen. Im gleichen Art. 647 finden sich die Ausdrücke „Reparatur“ und „Ausbesserung“ für den gleichen Begriff nebeneinander! Die schönste Sprachtat hat das Zivilgesetzbuch in seinem Art. 11 vollbracht: „Für alle Menschen besteht demgemäß in den Schranken der Rechtsordnung die gleiche Fähigkeit, Rechte und Pflichten zu haben.“ Welcher Gesetzgeber hat bisher den Mut gehabt, von „Menschen“ zu reden? Das sind doch Personen oder Individuen. Leider ist auch dem Zivilgesetzbuch dieser schöne Mut gleich wieder geschwunden. Durch das ganze Gesetz findet man dann nur noch Personen.

In der Sprache der Verwaltungen (Bund, Kantone und Gemeinden) ist die Fremdwörterei fast ebenso schlimm wie bei den Gelehrten; auch der Hauptgrund ist derselbe: die Aufgeblasenheit, die Wichtigtuerei, das Bestreben, gescheiter, weiser zu scheinen als der Leser und seine Überlegenheit leuchten zu lassen, um die Ehrfurcht des Volkes zu steigern. Gerechterweise muß man sagen, daß auch das Amtsdeutsch gegenüber früheren Zeiten, wo es fast unverständlich war — und nicht zum wenigsten wegen der vielen Fremdwörter — viel gebessert hat. Aber es ist noch schlimm genug. Und doch ließe sich gerade hier von wenig Verständigen viel Gutes wirken. Ich kann da aus eigener, wenn auch bescheidener, doch bezeichnender Erfahrung reden. Als ich vor einigen Jahren an die Spitze der Verwaltung des Bau- und Straßenwesens einer größern Ortschaft trat (im Nebenamt), ging mir der Ruf eines Fremdwörterfeindes voraus. Ohne daß ich ein Wort sagte, bemühten sich von der Stunde an die Beamten und Angestellten, ein fast völlig reines Deutsch zu schreiben, was gerade in diesem Verwaltungszweig mit den vielen Fachausdrücken gar nicht so leicht ist. Als es galt, eine Botschaft an die Stimmberechtigten über die Erweiterung der Kanali-

sation abzufassen, überbrachte man mir den Entwurf dazu mit dem stolzen Hinweis darauf, daß er außer der „Kanalisation“ kein einziges Fremdwort enthalte. In der Tat war es so, auf siebenzehn Druckseiten! Auch die Kanalisation ist stellenweise durch „Entwässerung“ ersetzt; überall ließ es sich nicht gut durchführen. Und wie hätte man da doch schwelgen können in Hygiene, Kalamität, Konsum, Epidemie, Infektion, Fäkalien, absorbieren, Niveau, Material, Quantität, Qualität, Dimension, Institution, Expansion, Korrektion, Finanzierung u. s. w. Nun denke man sich, wie viel besser ein solches Schriftstück vom letzten Bürger verstanden wird, wenn alle diese unheimlichen, so furchtbar wichtigtuenden Wortungeheuer fehlen. Das kleine Werklein, das ich mit Stolz aufbewahre, hat mir denn auch das begeisterte Lob eines großstädtischen Freundes der deutschen Sprache eingetragen.

Weniger Erfolg hatte ich ein anderes Mal. Der Entwurf einer neuen Feuerwehrordnung wurde mir zur sprachlichen Vereinigung vorgelegt und ich übersetzte ihn — es war nötig — in wirkliches Deutsch. Die Herren Machthaber der Feuerwehr stellten dann aber ihre geliebten, vornehmen Bezeichnungen wieder her. Sie konnten sich nicht darein schicken, daß die Herren Chefs nun bloß noch Führer, die Leutnants Zugführer, die Ordonnanzen Melder, der Standartenträger (!) Fähnrich sein sollten, daß sie keine Chargen mehr haben, nicht mehr Chargierte heißen, nicht mehr funktionieren, fungieren, visieren, visiteren und organisieren sollten, daß sie nicht mehr Disziplin, sondern nur noch Mannszucht oder Gehorsam verlangen durften und daß sie nun ihre Geräte in einem gewöhnlichen Schuppen unterzubringen hätten, statt wie früher das Material in dem viel wichtigeren Magazin. So wird denn jetzt im alten Hanswurstsprachgewand dem Feuer gewehrt.

Dagegen ist mir wieder gelungen, bei der Erneuerung der Zimmeraufschriften im Gemeindehaus aus dem Polizeiinspektorat und dem Bauinspektorat ein Polizeiamt und ein Bauamt, sowie aus dem Traulungskaf ein Trauzimmer zu machen (Vokal ist wohl so ziemlich das Häßlichste, was man in den Mund nehmen kann, und gerade darin soll man getraut werden). Eine Freude ist es übrigens, wie im neuen Bahnhof von St. Gallen alle Aufschriften deutsch lauten: Wirtschaft, statt der langweiligen „Restauration“ u. s. w.

Endlich noch ein kleines hübsches Erlebnis: Im großen Gemeinderat schlug ich vor, in der Friedhofsverordnung, die eben beraten wurde, die Monatsnamen September, Oktober, November und Dezember zu ersetzen durch Herbstmonat, Weinmonat, Wintermonat und Christmonat. Ich wies darauf hin, daß diese Bezeichnungen noch heute in der landwirtschaftlichen Bevölkerung (namentlich im Berner Oberland) geläufig seien und daß sich noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts die meisten Bundesgesetze ihrer bedient hätten. Darauf heftiger Widerstand des Kaufmännischen Teiles des Rates. Nun führte ich ins Feld, daß die lateinischen Monatsnamen widersinnig seien, da September der Siebente, Oktober der Achte u. s. w. bedeuteten. Jetzt siegte ich unter Heiterkeit mit dreißig gegen zehn Stimmen.